

GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

compiled by Dirk HR Spennemann

662. Schnee, Paul. 1912. "Bilder aus den Karolinen und Marianen." [Pictures from the Carolines and Marianas]. *Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Wirtschaft* 14, pp. 610–629.

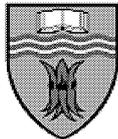
Reminiscences of private life in Micronesia focussing on the voyage from Saipan to Sydney at the commencement of a furlough. The illustrations show Nan Madol, Fritz' House on Saipan, a Chamorro houses on Tinian, House of Taga, German administration building after the typhoon of 1905.

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

CHARLES STURT
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,
Charles Sturt University,
Albury, Australia



Northern Mariana Islands
Council for the Humanities,
Saipan, CNMI



Historic Preservation
Office,
Saipan, CNMI

Zeitschrift
für
Kolonialpolitik, Kolonialrecht
und Kolonialwirtschaft.

.....

Herausgegeben von der
Deutschen Kolonialgesellschaft
Verantwortliche Schriftleitung: Hubert Henoch, Berlin W. 35.

.....

Vierzehnter Jahrgang.

.....

Wilhelm Hüsserott
Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin
Berlin 1912.

Bilder aus den Karolinen und Marianen.

Wiederum waren mir 3 Jahre in der Südsee verfloßen; ich stand im Begriff, den somit wohl verdienten Urlaub anzutreten. Freunde und Bekannte hatten mir das Geleit an Bord gegeben und waren dann mit einem: Auf Wiedersehen! geschieden. Ihre Boote strebten dort eben dem Lande zu und näherten sich immer mehr dem Schaumkranze, der im ewigen Wechselspiele hüpfender Wellchen und donnernd zusammenbrechender Wogen das gebirgige Saipan umgibt. Gedankenvoll blickte ich den Booten nach. — Jetzt schimmerte ein wehendes Lächlein herüber, der weißbeschwingten, leicht über den blauen Wogen dahinschwebenden Möwe vergleichbar. Zu gleicher Zeit zerriß der gellende Ton der Dampfpfeife mit kreischender Dissonanz den stillen Frieden, der bis dahin über Meer und Eiland gelegen hatte. Dieser rauhe Laut tat meiner Seele wohl, paßte er doch so gut zu den Gedanken, die mich bewegten. In meinem Herzen regte sich dieses Mal nicht das frohe Gefühl, die Heimat wiederzusehen, nein, eine ernste, düstere Stimmung lastete mit drückender Melancholie auf der Seele des Scheidenden und schien sich sogar auf das blaue Meer, ja die ganze Natur herum verdüsternd niederzusenken. Noch niemals hatte ich in solcher Stimmung die Heimreise angetreten! Das war nicht die Trennung von dem friedlichen Eiland oder von den dort Zurückbleibenden — es war etwas Schwereres, etwas Unsaßbares! —

In wenig Tagen würde ich Ponape wieder betreten, jene Insel, auf der ich das erste Jahr meiner diesmaligen Dienstperiode zugebracht hatte. Ja, das war es, was meinen Sinn so undüsterte, meinem Gedankengange einen so melancholischen Untergrund gab. Vier frische Gräber meuchlings ermordeter Freunde und Bekannter würde ich dort sehen, Beamter gleich mir, die alle an einem Tage der Hinterlist verräterischer Eingeborenen zum Opfer fielen. Mit drei der jetzt unter dem kühlen Rasen Schlafenden war ich wenige Wochen vorher noch fröhlich beisammen gewesen, mit einem der Märtyrer verband mich sogar innige Freundschaft. Hatte ich mich doch während der Unruhen, welche zu meiner Zeit auf Ponape herrschten, in Not und Gefahr eng an ihn angegeschlossen. Darum hatten wir also die Nächte durchwacht, die Tage in angestrenzter Tätigkeit hingebacht, damit feiger Hinterlist nachträglich gleich vier Opfer fallen sollten! — Ich blickte empor. Aber mitleidlos, im heiter

lächelnden Blau spannte sich der Himmel über mir und ruhig wogten die Wellen zu meinen Füßen. Geschehen bleibt geschehen. Wozu also mit dem Schickal hadern?

Ein Windchen leif' durchs Tauwerk geht,
Raunt mir ins Ohr: verweht, verweht.

Wir waren mittlerweile in den ca. 10 Meilen breiten Kanal zwischen Saipan und dem benachbarten Tinian eingetreten, einer langhingestreckten Insel, deren gewaltige, steil zur See abfallenden Ufer eine Landung fast unmöglich machen. Sie ist von Herden wilder Rinder und Schweine, von Ziegen und Hunden bewohnt, deren Ursprung auf eine hier zur spanischen Zeit existierende Niederlassung zurückzuführen ist. Tinian ist die Fleisch-



Ponape. Metalamin-Ruine.

kammer Saipans und der weiter südlich liegenden, leider in amerikanischem Besitze befindlichen Hauptinsel der Marianen, dem starkbevölkerten Guam. — Während wir so längs der Küste dahindampften, flogen meine Gedanken zurück in jene Tage, wo ich auf diesem, nur von wenigen eingeborenen Jägern bewohnten Stückchen Erde weilte. Ich sah die braunen, kräftigen Leute, welche unter der Leitung eines europäischen Pächters das verwilderte Vieh abschießen und zu Trockenfleisch verarbeiten, vor mir, ich sah auch das Haus, welches uns damals aufnahm. Ich schlenderte durch die nur aus 8 Hütten bestehende Ansiedlung und betrat den Wald, der eine eigentümliche Reliquie längst dahingegangener Zeiten birgt. Es sind das gewaltige Steinsäulen von ca. 4 Meter Länge. Nur eine steht noch aufrecht, die anderen warf das Erdbeben des Jahres 1902 um. Zwei der am Boden liegenden sind heute noch zu sehen, die anderen wurden im Laufe der Zeit von Gebüsch und rankenden Schlingpflanzen so überwuchert, daß jede Spur von ihnen verschwunden ist.

Zur Zeit der Entdecker stand hier noch eine mächtige Steinruine, der die heute vereinsamten Säulen als Träger dienten. Staunend betrachteten die Spanier das ungeheure Bauwerk, das auf der menschenleeren Insel in tiefster Einöde um so imponierender wirkte. Aber bereits damals wußte keiner der Eingeborenen eine Auskunft über den Zweck oder Ursprung desselben zu geben. —

Allmählich blieb auch diese Insel hinter uns zurück. Der Wind wurde frischer, die Wogen der offenen See hoben unser gutes Schiff im gleichmäßigen Schwunge. Mir aber hob der frische Hauch gleichfalls die Brust. Tief atmete ich auf, frei schweifte mein Blick über die gewaltige Wasseroberfläche. Mit einem Male war es mir, als trügen mich Flügel empor und dann sah ich zu meinen Füßen ausgestreckt die reiche Inselwelt dieses größten aller Meere. Wie Sterne erglänzten seine zahlreichen Eilande auf dem blauen Wogen-Untergrunde. Hier sah man einzelne, dort bildeten sie dichtgedrängte Haufen und weiterhin zogen sich gar langgestreckte, an Sternbilder gemahnende Ketten derselben hin. Unter ihnen fielen einzelne bedeutende Inseln ins Auge, die sich aus dem Schwarm der kleinen ebenso hervorhoben wie die Fixsterne am nächtlichen Firmament, welche die unzählbare Sternmenge ringsum, durch Glanz und Größe beschämen zu wollen scheinen. Nach Süden zu dehnte sich, fast an die Milchstraße gemahnend, eine langhingestreckte Masse von Inseln und Inselchen aus, die Welt der Karolinen. Im fernen Osten erhoben sich die charakteristischen Bergkonturen Bonapes, noch ferner das gleichfalls gebirgige Kusai, welches gewissermaßen den Grenzstein gegen die Marshallgruppe bildet. Zwischen diese Inseln erster Ordnung schieben sich überall große und kleine ein, welche Phantasie und Laune mit vollen Händen über den Ozean zerstreut zu haben scheint. — Dann wandte sich mein Blick nach dem Norden. Wie ganz anders war das Bild, was sich mir jetzt darstellte! Dort schien ein Mathematiker tätig gewesen zu sein, der zuerst mit Hilfe eines Zirkels einen Kreisbogen zog, auf dem er die Marianen verteilte und zwar so, daß sie von Süden her an Größe beständig abnehmen, bis es zuletzt nur noch unfruchtbare Klippen sind, auf denen höchstens Seebögel hausen. Dafür entbehren sie aber nicht einer wildromantischen Schönheit, die den größeren fehlt. In einsamer Majestät ragen diese weltentrückten Nordinseln aus einem Meere empor, das nicht müde wird zu den Füßen der Herrscher die vom offenen Ozeane heranrollenden, lichtgekrönten Wellen zu zerschellen, deren Schaum sie somit einer ewigen Weihrauchwolke gleich umwallt. Wohl alle diese kleinen Inseln bergen in ihrem unheilchwangeren Schoße ein unterirdisches Feuer, das bald dumpfbrüllend gewaltigen Feuerschein emporsendet, bald aber in sich zusammenzusinken und verlöschen zu wollen scheint. Gleich mächtigen Trauerfloreten hängen gewaltige, schwarze Rauchmassen an den Spitzen der Bergwipfel und flatterten je nach dem herrschenden Winde bald nach dieser, bald jener Himmelsrichtung hin. Fast scheint es, als ob die düstern Vulkane trauerten, daß sie allein des schmückenden Grünen entbehren müssen, des sanften Raußchens der Blätter und des erquickenden Schattens,

während doch die tieferliegenden Teile der Inseln längst von niederem Buschwerk, ja von Kokospalmen bedeckt sind, die in einzelnen Fällen sogar ausgedehnte Wälder bilden. Menschenleer sind sie alle, nur zeitweise weilen dort einzelne Vogelfänger. Die bemerkenswertesten davon sind:

1. Sarigan.
2. Guguan.
3. Mjongsong.

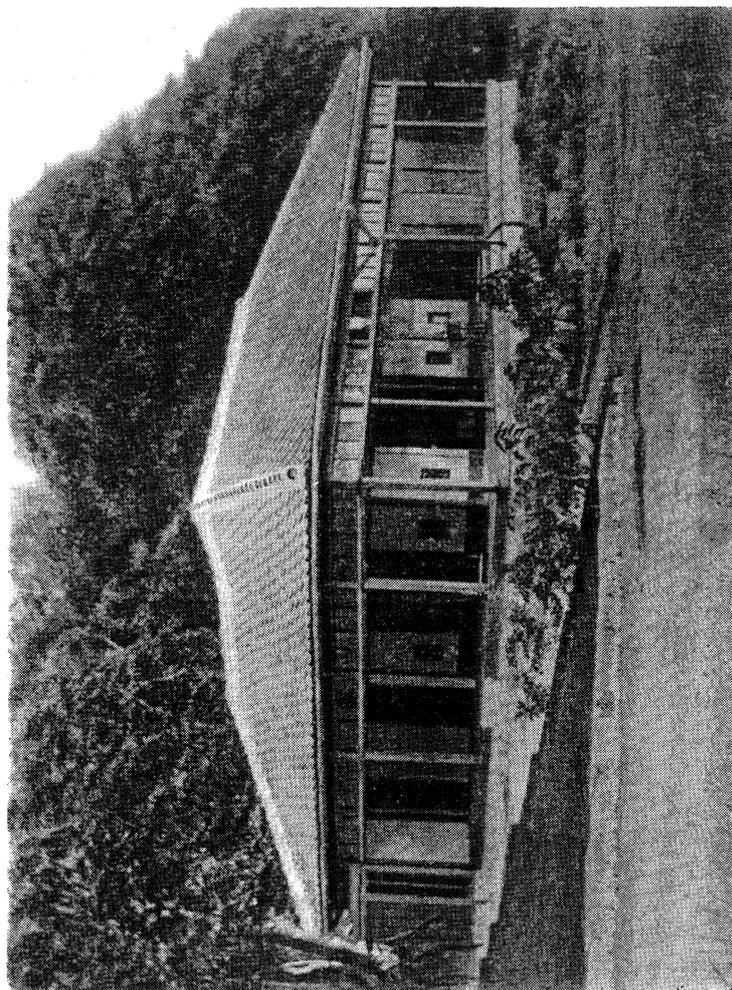
Obgleich die Karolinen scheinbar regellos über das Gebiet zerstreut sind, fällt bei näherer Betrachtung ihre reihenförmige Anordnung ins Auge. Die Tiefseelotungen zeigen, daß die Inseln auf unterseeischen Erhebungen liegen, die auf weite Strecken hin parallele Faltungen des Meeresbodens bilden. Sie erinnern somit an die Anordnung der Gebirgssysteme Inner-Asiens. Denkt man sich dieses verfenkt, so würden wir eine der heutigen Südsee entsprechende Landverteilung vor uns haben. Daß hier einstmals ein altes Festland bestand, erscheint somit zweifellos; ob dasselbe aber mit einem der heute existierenden Kontinente zusammenhing, bleibt ungewiß. Was den etwa 1000 Kilometer langen Bogen des Marianenrückens anlangt, so war er früher ein Teil des heutigen asiatischen Festlandes, das sich vor der Entstehung des japanischen Meeres von Sibirien, der Mandschurei und China aus über Sachalin, Korea und Japan bis gegen den 12. nördlichen Breitengrad hin erstreckte. Das südlichste Stück ging von Mitteljapan aus und bildet heute den erwähnten unterseeischen Rücken, der nirgends tiefer als 1000 Meter unter das Meeresniveau herabsinkt. Auf ihm erheben sich die Bonin-, weiter die Marianeninseln. Im Süden trennt ihn eine auf 8200 Meter herabgehende Grabensenkung von den Karolinen. Östlich und westlich von unseren Inseln ist überall Tiefsee, ja gerade hier wurden die größten bisher gemessenen Meerestiefen gefunden.

Über die frühere Beschaffenheit dieser Gegenden hat uns die Wissenschaft neuerdings höchst Überraschendes mitzuteilen gewußt. In einer fernen Erdperiode, der Jurazeit, lag nämlich der Nordpol allem Anscheine nach in der Gegend von Südjapan. Damals herrschte hier die größte Kälte. Gewaltige Schneefelder deckten das Land, Eisberge trieben in der dunklen, monatelangen Polarnacht auf den Wogen dahin. Krachend stießen die Rieser aneinander und zerschmetterten sich gegenseitig, während bald furchtbare Schneestürme das graufige Bild verhüllten, bald des Mondes kaltes Silberlicht die Trostlosigkeit der Szenerie mehr hervorhob als milderte. In derselben Zeit aber wuchsen auf Grönland und Spitzbergen Brotfruchtbäume, Plantanen und andere, immergrüne Pflanzen, wovon zahlreiche Versteinerungen, namentlich des letzten Landes, wo ich selbst zu sammeln Gelegenheit hatte, Kunde geben. Bei der folgenden Abschmelzung und Senkung würde der ganze Marianenrücken vollständig unter Wasser verschwunden sein, wenn nicht zur Tertiärzeit der Vulkanismus eingesetzt und dadurch die heutigen Inseln erschaffen hätte.

Weiter und weiter glitt der Dampfer. Ich sah mich selbst, wie ich vor fast 4 Jahren wieder in die Südsee herauskommend, mit derselben „Germania“, die mich jetzt heimwärts trug, kurz vor Ponape auf ein Riff geriet. Es war eine helle Mondnacht, wir schliefen bereits seit mehreren Stunden, als uns plötzlich ein kräftiger Stoß weckte. Ich bedaure von allen jenen in Romanen so gruselig-schön beschriebenen Sensationen nichts gemerkt zu haben. Alles ging höchst prosaisch zu. Unglücklicherweise hatten wir mehrere hundert Mortlockinsulaner, darunter viele Frauen und Kinder, an Bord, die von ihren durch Taifun verwüsteten Eilanden, wo Hungersnot herrschte, nach Ponape überführt wurden. Wir saßen mehrere Tage auf dem Korallenriffe fest, doch blieb die See ruhig, so daß sowohl Frauen als Kinder gelandet werden konnten. Auch kam der Dampfer, allerdings erst nachdem ein großer Teil der Ladung über Bord geworfen war, schließlich wieder frei. — Unvergessen aber werden mir die Stunden bleiben, wo die Dampfwinden mit ruhiger Geschäftigkeit aus den Tiefen des Schiffsraumes Lasten von Risten emporhoben, an denen man las: Lebensmittel, Wein, Champagner, die dann von den kaum bewegten Wellen mit gleichmäßigem Plätschern in Empfang genommen wurden. Bald war die ganze Umgebung des Schiffes bedeckt von unzähligen treibenden Risten und Ballen, welche von den mit ihren Auslegerbooten herbeigeeilten Eingeborenen eifrig aufgefischt wurden. — Die Tücke des Schicksales wollte es dann, daß jenes Stahltau, an welchem wir uns mit Hilfe einiger ausgebrachter Anker endlich von dem Riffe herunterzogen, im letzten Momente in die Schraube geriet, worauf das nunmehr frei, aber auch unlenkbar gewordene Fahrzeug langsam dem am Horizonte mahnend emporragenden Sokoitsfelsen zutrieb. Glücklicherweise führte die Strömung das hart geprüfte Schiff nicht dorthin, sondern auf eine Sandbank in der Bucht von Riti, so daß dieses zweite Festkommen keinen weiteren Schaden anrichtete. Nachdem das Drahtseil glücklich herausgemeißelt war, konnte der Dampfer seine Reise fortsetzen.

Ponape besteht völlig aus Basalt, dessen Gebirgszüge die Insel ganz erfüllen. Sie fallen fast überall steil, an einzelnen Punkten sogar senkrecht ab. Dichter Wald, den zahlreiche umgestürzte Stämme fast unzugänglich machen, bedeckt seine steilen Abhänge, seine turmähnlich aufragenden Felsmassen. Überall aber rieseln aus den in grüner Dämmerung daliegenden Schluchten kleine Quellchen hervor, die leise plätschernd unter den üppig stehenden Kräutern dahinziehen, wobei ihr Silberfaden nur hier oder dort einmal sichtbar wird. Sie scheinen es eilig zu haben, zum Meere zu kommen, in munteren Sprüngen drängen sie abwärts und stürzen sich dann ohne Besinnen, weißschäumend über das schwarze Ufergestein hinweg in das Bächlein, mit dem vereint sie unter dem dichten Schattendache der Brotfruchtbäume weiter ziehen. Wenn der Unterlauf häufig gemäßiget dahinfließt, so wird er zur Regenzeit immer zu einem rauschenden Strome, welcher nicht nur große Mengen von Kollsteinen, sondern auch bedeutende Quantitäten von Humus zutal führt,

um sie an seiner Mündung abzulagern. Da die Wasserläufe zahlreich sind, umgibt das abgelagerte Material die Küsten gürtelartig und erreicht eine solche Ausdehnung, daß es vollkommen einem niederen Vorlande gleicht, zumal da diese weiten Sumpfläachen mit dichten Mangrovenbüschen, aber auch mit hohen, aus dem Schlamm emporgewachsenen Bäumen bedeckt sind. Nur mit



Saipan. Mein erstes Wohnhaus (japanisches Haus).

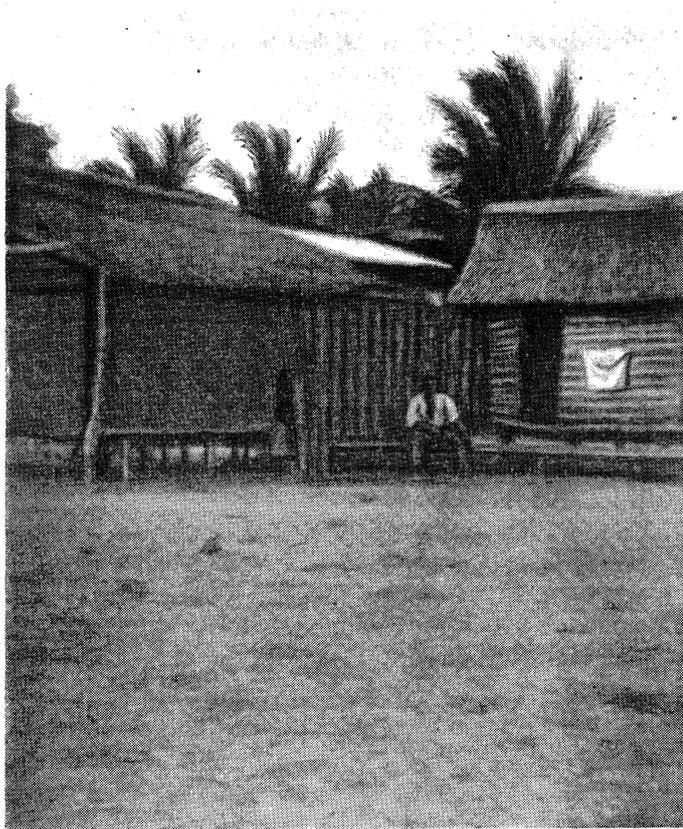
Mühe hatten sich die Flüsse in diesem breiartigen Gemische von Erde und Wasser schmale, sonderbar gewundene Rinnen offen, welche von den auf allen Seiten emporstrebendem Gebüsch mauerartig eingefast werden.

Auf Bonape herrschten eigentümliche Zustände. Die früheren Besitzer der Insel, die Spanier, hatten mit den Eingeborenen nicht fertig werden können. Alle ihre kriegerischen Unternehmen mißglückten. — Wenn wir hören, daß sich unter den Beamten ein Philippino befand, welcher, wie alle seine Lands-

leute, die Spanier aus tiefstem Herzensgrunde verabscheute, so erscheint das nicht gerade wunderbar. Der tödtliche Haß zwischen den beiden Völkern führte bekanntlich schließlich zu jenem blutigen Aufstande, der Manila und die Philippinen in amerikanischen Besitz brachte. Nach vielfachen Versuchen, die Bonapesen zu unterwerfen, zogen sich die Spanier in ihre mit einer Mauer umgebene Ansiedlung zurück, die übrigens Tag und Nacht bewacht wurde. Aus jener Zeit stammt das Tor, welches heute noch zu sehen ist. Als das Deutsche Reich die Insel übernahm, waren, wenn ich mich recht besinne, einige 40 Malaien angeworben worden, welche zu Soldaten ausgebildet wurden. Es ist klar, daß man mit einer so geringen Macht bei Streitigkeiten der etwa 3000 Seelen zählenden Eingeborenen nicht groß eingreifen konnte, sondern auf gütliche Verhandlungen angewiesen war. Der erste Gouverneur von Bonape und seine Nachfolger haben es denn auch mit großer diplomatischer Geschicklichkeit verstanden, der überaus schwierigen Situation gerecht zu werden, ohne indessen in der Lage zu sein, ihrem Willen energischen Nachdruck zu verleihen.

Der Bonapese ist von Natur schon sehr für sich eingenommen; durch die „Siege“ über die Spanier, die rücksichtsvolle Behandlung, die ihm zuteil wurde, hatte sich die Wertschätzung seines lieben „Zchs“ so gesteigert, daß sie von Größenwahn nicht mehr weit entfernt war. Hiervon nur einige Beispiele: Zu gleicher Zeit mit mir kam ein neuer Bezirksamtman nach Bonape, dieser ordnete an, unsere farbigen Soldaten sollten vor den Häuptlingen nicht mehr präsentieren. Das wurde gleich als beleidigend empfunden. — Die Häuptlinge, ihre Leute übrigens auch, waren gewöhnt, das gesamte Personal, überhaupt alles was amtlich war, als zu ihrem Bedarfe bestimmt anzusehen. Vogelflinten, die sie zur Taubenjagd „brauchten“, wie ich belehrt worden bin, wurden ihnen sogar von Amts wegen gratis repariert. Ich habe mich vergebens gefragt, welches Interesse denn vorliegen könnte, diesen unzuverlässigen Leuten Gelegenheit zu Schießübungen zu geben. Ich möchte noch einige weitere Fälle anführen, die mich selbst betreffen: Eines schönen Tages kam ein Häuptling zu mir und forderte mich auf, seine kranke Frau zu besuchen. Da ich hörte, das betreffende Dorf sei 3 Stunden weit entfernt, erkundigte ich mich zunächst, was ihr denn fehle und erfuhr, sie hätte einen bösen Fuß. Nach der weiteren Schilderung konnte ich das Leiden nicht für so bedenklich halten, daß ich deshalb die Schwerkranken im Hospital einen Tag lang hätte allein lassen müssen. Deshalb bedeutete ich dem Häuptling, er möge seine verehrte Gemahlin doch gefälligst per Boot herbringen. Damit war ich aber an den Unrechten gekommen. Er verzichtete lieber auf die Behandlung, als daß er sich selber weiter bemüht hätte. — In einem anderen Falle war ich 2 Nächte außerhalb bei einer kranken Frau, die ich operierte. Die Angehörigen hielten es nicht einmal für nötig, sich irgendwie zu bedanken. Sie hatten mir morgens und abends je ein entsetzlich zähes Huhn gekocht, von denen ich, da man durch die Sitte dazu gezwungen ist, auch aß. Beim Scheiden

mußte ich für den gchabten Genuß 2 Mark bezahlen. — Von den kleinen Stämmen, welche Bonape bewohnen, haben sich einige der katholischen, andere der protestantischen Mission angeschlossen. Genau wie zur Reformationzeit die protestantische, d. h. die bürgerliche Partei der Katholischen, d. h. den Geschlechtern feindlich gegenüberstand, so auch hier, wo sich Religions- und politisches Bekenntnis in weitaus den meisten Fällen deckt, ja decken muß!



Cinian. Haus des Pächters.

Vertritt doch jede dieser Gruppen das Interesse bestimmter eingeborenen Stämme sowohl den anderen als auch der Regierung gegenüber. —

Die Unruhen begannen mit einer Reiberei zwischen Katholiken und Protestanten, wobei es zur Brandstiftung und Verwüstung der Felder kam. Durch das schnelle Eingreifen des Bezirksamtmanneß, der die Häuptlinge beider Parteien zur Ruhe ermahnte, wurde das drohende Blutvergießen verhindert. Doch hatten sich die Gegner bewaffnet und beobachteten sich gegenseitig voll Argwohn. Andere Stämme schlossen sich dieser oder jener Partei an, kurz es sah bedenklich genug aus.

Eines schönen Tages erhielten wir denn auch die Nachricht von einem geplanten nächtlichen Überfall der Kolonie. Unsere Lage war nicht die beste. Wir waren 4 Beamte, wozu noch ein bejahrter Kaufmann kam; ich selber konnte auch nicht mehr ganz für voll gerechnet werden. Das Soldatenmaterial bestand aus einigen Malaien und älteren Truceingeborenen, die in den langen Friedenszeiten sich mit den Bonapefen verschwägert und mehr oder weniger eng angefreundet hatten. Großer Staat war damit entschieden nicht zu machen! — Jeder Europäer erhielt zunächst eine Anzahl scharfer Patronen sowie ein Mausergewehr, welches für Wochen hindurch eine beliebte Dekoration jedes Schlafzimmers blieb. „Sollte in keinem besseren Haushalte fehlen,“ scherzten wir damals. Dann wurde ein regelrechter Wachtdienst eingerichtet, welcher unter dem wechselnden Kommando der beiden jüngeren Beamten stand. An den Wegen, die zur Ansiedlung führten, wurden mit Eintritt der Dunkelheit Posten ausgestellt, regelrechte Patrouillen durchstreiften nächtlicherweise die sonst so friedliche Ansiedlung. Dem Umstande, daß wir von dem geplanten Überfalle vorher Kenntnis bekommen hatten, sowie dem Gesichte des Bezirksamtmannes, der unermüdblich war, die Häuptlinge in ihren oft weit entfernten Dörfern aufzusuchen und zum Frieden zu ermahnen, ist es zu verdanken, daß es nicht zu offenen Feindseligkeiten kam. Indessen die allgemeine Spannung war eine große, überall gährte es. Eines schönen Tages segelten die Kriegskanus in stattlicher Anzahl an unserer Ansiedlung vorbei, da die betreffende Partei auf einem benachbarten Inselchen über Krieg oder Frieden beraten wollte.

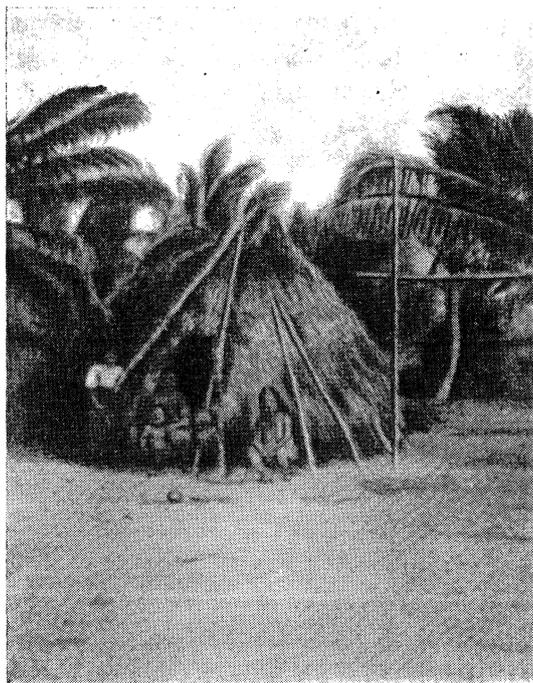
In dieser schwierigen Lage lud der Herr Bezirksamtman die Häuptlinge zu einer allgemeinen „Veröhnung“ zu sich, ein Schritt, der ihm sicher nicht leicht gefallen ist. War doch das Zusammenbringen der feindlichen Elemente in der Kolonie ein nicht ungefährliches Experiment, freilich aber auch die einzige Möglichkeit, den Ausbruch eines allgemeinen Krieges zu verhüten. Der Versuch glückte momentan. Trotz ihres Versprechens, unbewaffnet erscheinen zu wollen, hatten zwar einzelne Stämme, wie wir später erfuhren, Gewehre in ihren Kanus verborgen. Doch mußte die kampfeslustige junge Mannschaft wohl oder übel Ruhe halten, da jeder Häuptling in feierlicher Weise die Verantwortung für das Tun seiner Leute hatte übernehmen müssen.

Das Feuer glimmt natürlich unter der Asche weiter.

Ich will nicht näher darauf eingehen, wie durch ein dänisches Segelschiff, das einlief, Nachricht von unserer üblen Lage nach Herbertshöhe gebracht wurde. Nach einigen Wochen langten Neu-Guinea-Soldaten an, später S. M. Kriegsschiffe Condor und Jaguar. Diese Ereignisse wirkten naturgemäß abschwächend auf die Kriegslust der Bonapeleute ein. Indessen konnte sich doch niemand verhehlen, daß mit dem notdürftig ausgeflickten Frieden etwas Dauerndes nicht geschaffen sei. Bei der oben geschilderten Sinnesart der Eingeborenen mußte die geringste Reibung den seit langem angesammelten Zündstoff zur Explosion bringen. Das ist dann ja leider auch geschehen! Wir

dürfen aber hoffen, daß das vergossene Blut nicht nutzlos gewesen ist, und daß von nun an ein strenges Regiment einsetzt, welches die aufgeblasenen Tagediebe von Bonape zu fleißigen Arbeitern erzieht! —

Doch meine Gedanken schweiften weiter. Ich sah mich im Geiste auf Rufai, wohin ich zur Bekämpfung einer Ruhr-Epidemie entsandt war, der dritten, die ich im Jahre durchmachte. Dort lebt als einziger Europäer ein alter dänischer Kapitän, welcher Plantagenbau und Handel betreibt. — Schon mit dem Dampfer vorher war der Oberhäuptling von Rufai — Charly nannte



Tinian. Eingeborenen-Hütte.

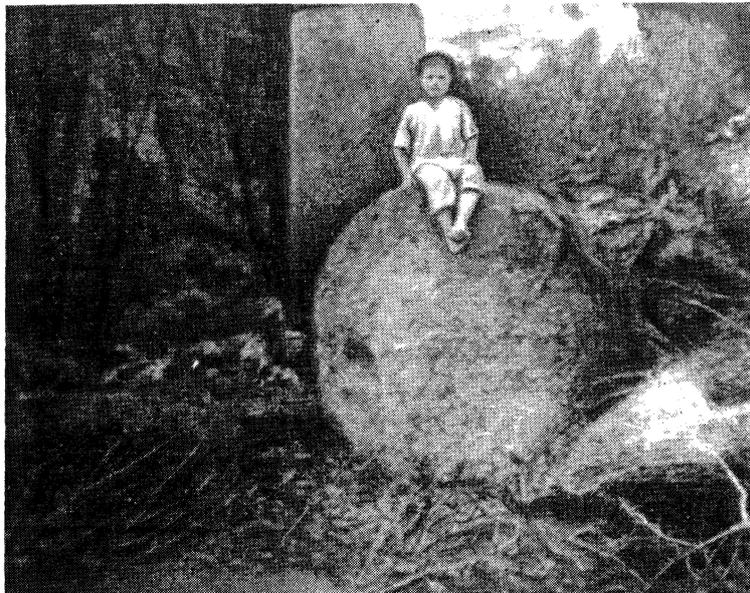
sich der Brave im Privatleben — von meinem bevorstehenden Besuche benachrichtigt und ihm aufgegeben worden, eine Wohnung für mich instand zu setzen. Im letzten Momente entschloß sich der Herr Bezirksamtman, Herrn Sekretär G. mitzuschicken, welcher die neueingeführte Kopfsteuer erheben sollte. Nichts Angenehmeres konnte mir geschehen! Das Robinsonleben von 8 Wochen, welches mich erwartete, ertrug sich zu zweien gewiß leichter als ganz allein. Indessen war Charly nur auf eine Person vorbereitet und hatte nur eine kleine Hütte instand gesetzt. Hinsichtlich des Platzes waren wir somit mehr als beschränkt. Als unsere beiden schmalen Feldbetten aufgestellt waren, blieb noch gerade so viel Raum, daß sich ein Mensch dazwischen bewegen konnte. Einige in das Dachgebälk geschlagene Nägel dienten zum Aufhängen von Kleidungsstücken. Weiteren Komfort konnten wir uns aber nicht leisten. Die

morgentliche Säuberung mußte z. B. auf der etwa fußbreiten zur ebenen Erde befindlichen Veranda vorgenommen werden. Dort wurden auch die umgekehrten Waschschüsseln unter dem Dache aufbewahrt. — Aus alten Kistenbrettern improvisierte unser kunstreicher Koch einen Tisch. Auf der einen Seite saß ich auf meinem Reisekoffer, auf der anderen Seite mein Gefährte, der auf einer hohen Kiste thronend beim Essen vornehm auf mich herablickte, obwohl ich meine gesellschaftliche Position durch ein untergelegtes Kissen und einige Zeitungen möglichst zu erhöhen suchte. Der Tisch, ebenso auch die erwähnten „Stühle“ nahmen die ganze Breite des Vorbaues ein, somit mußte bei gelegentlichen Besuchen des erwähnten Händlers einer von uns an der einzigen, noch unbefleckten Tischseite, d. h. im Freien Platz nehmen. — Da es in der Hütte ziemlich dunkel war, man auf unserer sog. Veranda aber vor dem himmlischen Kasse keinerlei Schutz fand, waren wir gezwungen, bei Regen im Bette zu bleiben. Manchmal haben wir so mit kurzen Unterbrechungen 24 Stunden, so gut es eben gehen wollte, hingebachtet, wobei ich immer lebhaft den Dachs und andere Tiere beneidete, welchen die gütige Natur die Gabe verliehen hat, in einen langdauernden Winterschlaf zu verfallen.

Unsere Hütte besaß zwar kein Fenster, wohl aber vier Türen. Das wäre ja sehr schön gewesen, hätten wir diese nur nach Belieben öffnen und schließen können. Dazu reichte aber der Platz nicht aus, wenigstens was die beiden an den Längsseiten befindlichen anbetraf. Hier war nur ein Dauerzustand möglich. Wir ließen also die nach der Wetterseite hin liegende Tür geschlossen, die entgegengesetzte blieb beständig auf. — Ich freute mich nicht wenig, daß mir gerade der Platz an der freien Luft zugefallen war, merkte aber bald, daß dieser auch seine Schattenseiten habe. Wenn nämlich Regen und Sturm nachts so recht um die Hütte sauste, dann warf er neckisch ganze Fluten auf mein schuldloses Haupt. Wollte ich nicht mich selbst und das amtliche Feldbett bis zum Morgen total zerweichen lassen, so mußte ich, zu nicht geringer Freude meines Gefährten, aufstehen. Dann hieß es erst, die Ruhestätte beiseite schieben, die Tür schließen, endlich das Bett an seine alte Stelle zurückbringen, nun erst konnte ich mich wieder dem Schlummer hingeben. Indessen das Menschenherz ist ein Drachennest, und Rache ist süß, und so freute ich mich denn nun meinerseits, wenn mein Gefährte in der immer drückender werdenden Atmosphäre sich schlaflos bald auf diese, bald auf jene Seite warf, während ich mit derjenigen Ruhe, die ein gutes Gewissen verleiht, allmählich in Morpheus' Arme zurückfiel.

Nachdem wir uns einigermaßen eingerichtet hatten, verfehlten wir nicht, dem Oberhäuptling unsere Aufwartung zu machen. Er residierte ganz in unserer Nähe in einer Rohrhütte, die ein schöner Baum beschattete. Von weiteren dekorativen Gegenständen bemerkte ich nur eine alte Schiffsglocke sowie einige Wäschestücke von zweifelhafter Sauberkeit, die auf der Veranda zum Trocknen aufgehängt waren, ferner $\frac{1}{2}$ Duzend junger Darmen. In

einer dunklen Ecke seines eben geschilderten Palastes fanden wir den hohen Herrn auf einer Matte liegen, da er seit längerer Zeit an Rheumatismus litt. Neben ihm präsentierte sich seine Gemahlin, die übrigens auf den schönen Namen Casuar hörte; sie war eine mehr durch Fett als durch Würde hervorragende, sonst aber nicht üble Landesmutter. Es wurde für uns sogleich ein nur für feierliche Gelegenheiten vorhandener Stuhl herbeigeholt. Offenbar war dieses Prunkstück das einzige seiner Art, ein zweiter erschien nicht, somit mußte ich mich denn auf eine der herumstehenden Kampferkisten niederlassen, die in der Südsee überall als Behälter für Kleider usw. dienen. Die braune



Tinian. Säule.

Majestät war, wie sich herausstellte, in Höchst Ihrer Jugend als Matrose auf amerikanischen Schiffen gefahren und konnte sich somit in dem Südsee-Englisch recht geläufig ausdrücken. — Wir überreichten unsere Geschenke (Tabak usw.), wofür später Bananen und zwei Ananas bei uns eintrafen. Von ersteren wurden eine ganze Anzahl von Büscheln herbeigeschleppt, so daß ich innerlich schon die Noblesse des Gebers loben wollte. Von dem Händler hörte ich aber, die Bananen seien in diesem Jahre auf Kusai so häufig, daß selbst die Kühe sie nicht mehr fressen wollten. — Man sieht, selbst hier, wo alles täglich zweimal in die Kirche ging, war Biederkeit ein unbekannter Begriff geworden! — Trotzdem tat mir aber Charly leid. Früher war er ein bedeutender Häuptling gewesen, der über Leben und Tod unbegrenzt schaltete. Dann hatte die Boston-Mission, die einen ausgeprägt demokratischen Charakter trägt, ihm die Macht aus den Händen gewunden. Somit

war er heute nur noch ein Schatten einstiger Größe. Zwar hatte er noch die 8 traditionellen Köche, aber selten fiel es einem seiner Untertanen ein, ihm wie früher Lebensmittel zu liefern. Niemand brachte ihm mehr den schuldigen Tribut, während das Geld reichlich in die Kasse der Mission floß. Dabei waren seine ehemaligen Untertanen ihm so aufstüzig, daß einige junge Leute sich tätlich an ihm vergriffen hatten. Der gerade damals durch Rufai kommende Gouverneur hatte auf eine Klage hin die Übeltäter für einige Jahre zur Zwangsarbeit in Neu-Guinea verurteilt; nur diesem Umstande verdankte der alte Herr, daß seine Autorität nicht vollkommen zusammenbrach. Somit fristete denn Charly sein Leben in ziemlich unfürstlicher Weise. Die Haupteinnahmequelle bildete die erwähnte, übrigens gesprungene Glocke, die um 8 Uhr abends geläutet wurde. Dieses Zeichen bedeutete, der gute Bürger habe sich nunmehr in sein Haus zu verfügen. Leider ist aber die Jugend, wie wir ja alle wissen, besonders wenn schöner Mondschein auf Land und See liegt und der Nachtwind erfrischende Kühle fächelt, nur zu geneigt, sich alsdann mit der Herzallerliebsten im Freien noch etwas zu ergehen und zärtliche Beteuerungen zu tauschen. So war es auch auf Rufai! Indessen Charly hatte Aufpasser angestellt, die jedes etwa erpähte Pärchen anzeigten, worauf es zugunsten seiner, meist so leeren Kasse, je nach den Vermögensverhältnissen der Übeltäter, bis zu 20 Mark gebüßt wurde. Da Charly absolut nicht zu rechnen verstand, befand er sich häufig in der Klemme, und er mag wohl öfters gewünscht haben, wenn die Jugend doch weniger tugendhaft, resp. weniger schlau wäre, damit seine Aufseher nicht so oft hinters Licht geführt würden.

Den wichtigsten Teil von Rufai bildet nicht die gebirgige Hauptinsel, auf ihr lebt nur gewöhnliches Volk, sondern ein kleines, flaches Koralleneiland an der Ostseite namens Lela. Hier wohnt nicht nur der erwähnte Oberhäuptling und alle anderen Honoratioren, sondern auch der Händler. Das Inselchen ist von gewaltigen schwarzen Mauern durchzogen, die aus riesigen, oft zentnerschweren Basaltblöcken ohne ein Bindemittel zusammengefügt sind. Hier und dort, aber stets in einiger Höhe über dem Boden, sieht man fensterartige Öffnungen von Türgröße. Die Bauten galten und gelten wohl auch heute noch für das Werk von Geistern. Lela ist somit heiliger Boden, den nur die Häuptlinge, die früher wohl zugleich Priester und Zauberer waren, nebst ihren Familien bewohnen. Der gemeine Mann durfte die Insel bei Todesstrafe nicht betreten; wurde es ihm bei besonderen festlichen Gelegenheiten erlaubt, so hatte er sich dort kriechend fortzubewegen.

Ein Teil der vom Urwalde ganz überwucherten Bauwerke dient sozusagen als Erbbegräbnis für die Häuptlinge. Er steht deshalb noch heute im Rufe besonderer Heiligkeit. Auch sollten, was mich mehr interessierte, die Ruinen dort besonders gut erhalten sein. Indessen darf ich das aus eigener Anschauung als Irrtum bezeichnen, ja ich stehe nicht an, jene Partie der Ruinen, in der wir wohnten, für weit interessanter zu erklären.

Nach dem Innenstrande zu waren leider die früheren Mauerreste abgetragen und zur Erhöhung des Bodens benutzt worden. Wenige Schritte seitlich von unserer Hütte befand sich eine Art, einstmal offenbar an der See beginnender Hohlweg oder Graben, dessen Wände und Boden aus Basaltblöcken zusammengefügt waren. Er führte landeinwärts zu einer schwarzen Mauer, die in geringer Entfernung vor einem hochauftiegenden, an die Ruine eines mächtigen Schlosses erinnernden Gemäuer dahinlief und somit einen Gang von etwa Meterbreite bildete. Dieses besteht aus einer Anzahl von viereckigen Räumen, die am besten mit großen, von hohen Mauern umschlossenen Gefängnishöfen verglichen werden. Gebäude in europäischem Sinne waren es nicht; schon wegen ihrer Größe können sie niemals ein Dach gehabt haben. Des weiteren ist jedes Biered mit teilweiser Benützung der Wand des benachbarten erbaut. Man hat somit den Eindruck, als ob je nach Bedürfnis immer ein neuer Hof angefügt sei. Wenn wir von den erwähnten fensterförmigen Öffnungen absehen, so existiert keinerlei Verbindung zwischen den einzelnen Räumen, auch zwischen ihnen und dem erwähnten Gange. Letzterer diente ganz offenbar zu Verteidigungszwecken. Dicht hinter seiner Außenwand befindet sich nämlich, aus flachen, losliegenden Steinen bestehend, eine Art Wallustrade. Auf dieser standen jedenfalls die Verteidiger, welche von ihrem erhöhten Standpunkte aus mit um so größerer Gewalt auf die Angreifer herabzuschlagen konnten, als sich früher wohl noch ein Graben vor der Mauer hinzog.

Wie diese zum Teil gewaltigen Felsblöcke, die noch dazu über See hergekommen sein müssen, ohne maschinelle Vorrichtungen aufeinandergetürmt werden konnten, bleibt fast unausdenkbar. Es müssen hier, ähnlich wie bei den Pyramiden, größere Menschenmengen unter einheitlichem Kommando gearbeitet haben. Obwohl man über den Ursprung der Ruinen nichts Genaueres weiß, so ist doch soviel sicher, daß es malaiische Stämme waren, die sie erbauten, Angehörige der räuberischen Orang-Laut, der „Männer von der See“, wie sie sich selber nennen. Diese auch wohl als Meeres-Zigeuner bezeichnete Völkergruppe — von den heutigen Repräsentanten nenne ich nur die berühmtesten Wiraten des Sulu-Archipels, sowie die kopfabschneidenden Dajak auf Borneo — spielte bis zur Erfindung der Dampfschiffe in den Südmeeren dieselbe Rolle wie die Wikinger zur Zeit Karls des Großen. Ganz wie jene brandschakten sie mit Hilfe ihrer schnellen Schiffe alle Küsten und Inseln. Sie erschlugen die Männer, führten Frauen und Kinder als Sklaven fort, raubten alles, was nicht niet- und nagelfest, und waren mit ihrer Beute verschwunden, ehe sich die Überfallenen von ihrem Schrecken erholten.

Sehr interessant ist ein kleiner Wasserlauf in den Ruinen. Er nimmt seinen Ursprung nahe des Außenstrandes, wo das Wasser unterirdisch von der See aus in eine Art Kessel eindringt. Von hier fließt er schräg durch das Eiland, um sich der Hauptinsel gegenüber zu ergießen. Als ich mir dieses, heute übrigens ganz versandete Wässerchen ansah, fielen mir große, flache

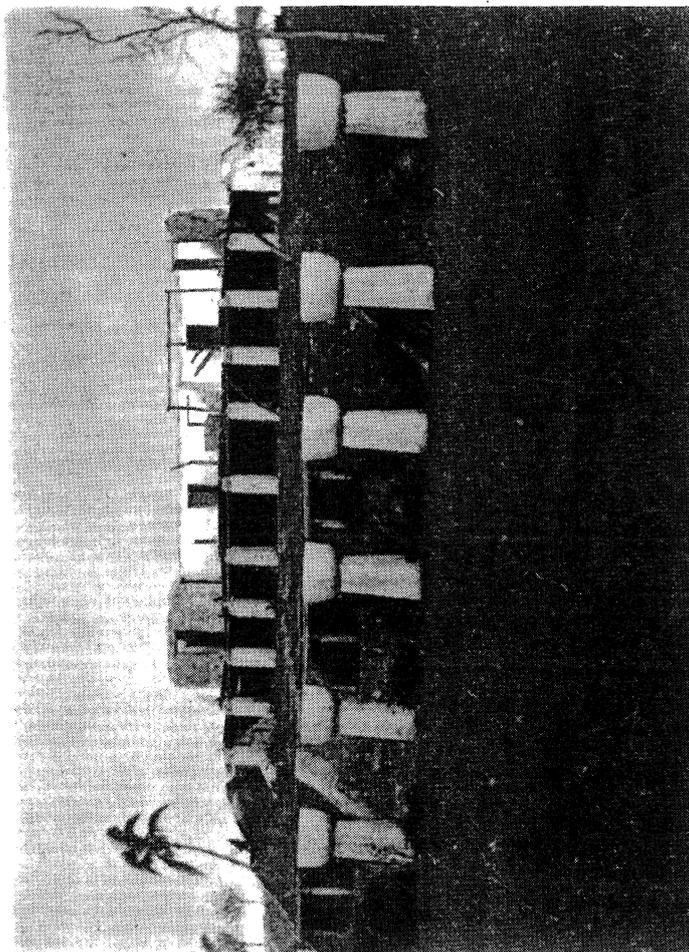
Steine auf, die offenbar als Anlegestellen für Boote gedient haben. Auch erheben sich, die Ufer des Bächleins bildend, hohe schwarze Mauern, die unwillkürlich die Idee von Speichern wachrufen. Möglich daß hier der Raub ausgeladen und zunächst verwahrt wurde!

Eine ähnliche Ansiedlung gibt es übrigens auch auf Ponape, in der Landschaft Metalanim. Hier bilden die Höfe eine Art von kleiner Stadt, deren Straßen indessen Kanäle sind, ganz wie in Venedig, auf denen Boote verkehren können. In den Ruinen von Ponape hat man einzelne Steingeräte und anderes gefunden, in Rufai ist indessen bisher nichts zutage gekommen. Diese Seltenheit von Funden deutet wohl darauf hin, daß die Bauten immer nur zeitweise stärker bewohnt waren. Wahrscheinlich zog sich die für gewöhnlich zerstreut auf der Insel hausende Bevölkerung nur in Notfällen dorthin zurück. Der festungsartige Charakter, der namentlich bei den Ponapebauten klar zutage tritt, befähigte sie die Rolle der von Heinrich dem Großen angelegten Städte zu spielen, welche beim Einfall der Spannen die Landbevölkerung schirmend in ihre Mauern aufnahmen.

Dann sah ich mich endlich an meinem Bestimmungsorte Saipan landend. Halb auf dem weißen Sandstrande lagen zahlreiche Boote, dahinter erhebt sich, von Kokospalmen halb verdeckt, die Ansiedlung Garapan. Ich durchwanderte unser von ca. 2000 Menschen bewohntes Dörflein, freute mich der sauber gehaltenen, chauffierten Straßen, die von grünen sorglich geschnittenen Hecken eingefaßt, sich rechtwinklig kreuzen. Etwas zurück liegen auf Pfosten sich erhebende Häuser, aus deren Fenstern bei unserer Annäherung ein Haufe kleiner Zottelköpfe neugierig hervorschaut. Das Dach besteht aus den Blättern der Kokos, die gefaltten Wände aus dünnen japanischen Brettern. Der nette Eindruck, den das Ganze macht, wird noch dadurch gehoben, daß man vorn, unter der Regentraufe, häufig einige Blumen angepflanzt. Wenn Bretter zu teuer sind, der bleibt bei dem ursprünglichen Material. Er stellt den Fußboden aus den schlanken Stämmen der Betelpalme her, während die Wände aus den gespaltenen Stengeln des über Mannshöhe erreichenden Savanengrajes (Nete) geflochten werden. Die Wohlhabenden besitzen hübsche Steinhäuser, die den spanischen Einfluß, der ca. 200 Jahre lang der herrschende war, deutlich erkennen lassen. Schmale Balkone, türgroße, unten durch ein leichtes Geländer gesicherte Fenster erinnern lebhaft an die Heimat des Cervantes.

Um das Haus herum liegt der von einem primitiven Zaune umschlossene Hof. Hier stehen zweirädrige, plumpe Karren, neben denen das Zugvieh angebunden ist. Hühner und Enten laufen herum, während unter dem Hause ein Schweinchen sich schmackend bemüht, seinen Leibesumfang möglichst zu vergrößern. Weiterhin sieht man auch im Schatten eines Baumes die Frau oder Tochter des Besitzers, die in einer flachen, viereckigen Holzschüssel, batéa genannt, Wäsche säubert und sie dann zum Trocknen über die Hecke breitet. — Der dörfliche Eindruck Garapans wird abends, wenn die Leute vom Felde heimkehren, noch bedeutend verstärkt. Dann belebt sich die Hauptstraße mit

Dachfarren, auf denen sich die Familie zwischen den aufgetürmten Bündeln von Bananen und anderen Feldfrüchten verstaute hat. Mann, Weib und Kind hocken vergnügt auf dem federlosen Gefährt, offenbar froh, des Tages Last und Hitze hinter sich zu haben, lassen sie sich von der geduldigen, an einem Rascoringe gelenkten Kuh dem heimatlichen Herde zu schleifen. Dazwischen



G a i p a n. Ehemaliges Aimitskans, heute Schule.

wandern Männer, die langen fusinos über der Schulter. Diese auf Deutsch Stoßeisen genannten Instrumente bestehen aus einer Stange, an der oben ein scharfes T-förmiges Eisen befestigt ist. Sie dienen zur Lockerung des Bodens und stellen das gewöhnliche Ackerbaugerät der hiesigen Bevölkerung dar. Alles aber trägt an der Seite das schwere halbarmlange Buschmesser, ohne das man in Wald und Feld keinen Schritt vorwärts tun kann. — Zu Fußgängern und Wagen gesellen sich als drittes Element kühne Reiter, meistens junge Leute, welche ihren Tieren verwegend die nackten Säcken in die

Seiten stoßen, so daß der geduldige Dachs oder die brave Milchspenderin in einen gelinden Trab verfällt. Dann springt wohl hinter irgendeinem Hause ein kläffender Hund hervor und nötigt den allzu kühnen Helden zu einiger Mäßigung, denn er möchte doch nicht riskieren, im Angesicht der Schönen ringsum plötzlich sehr unkavaliermäßig den Boden zu küssen.

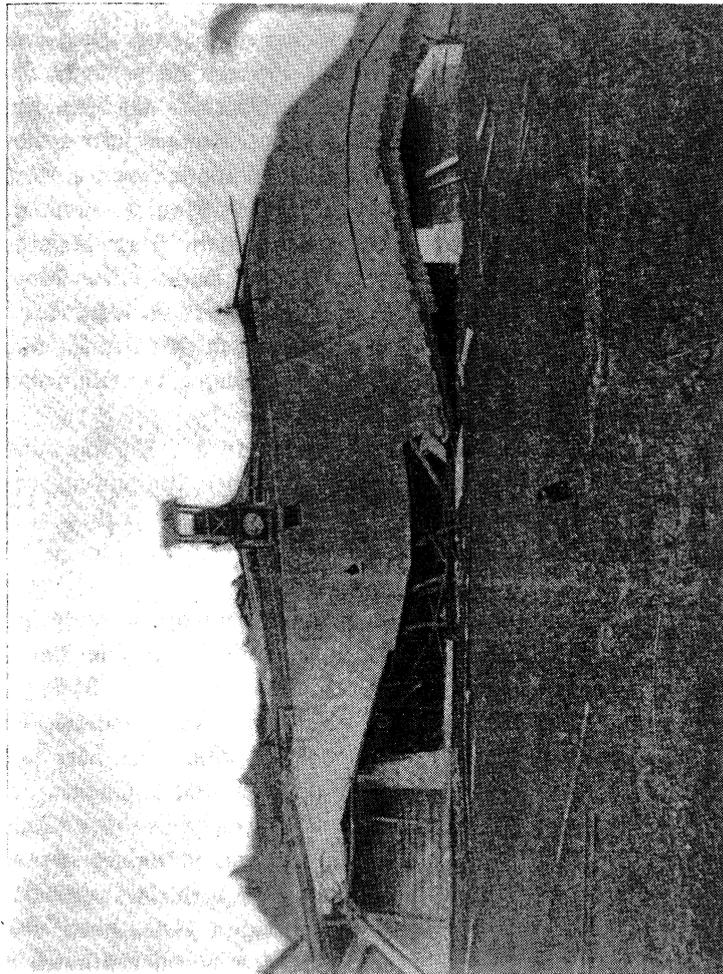
Braune, nackte Karolinerkinder und die etwas helleren, bekleideten der Chamorro grüßen bei unserer Annäherung mit einem lauten „Guten Tag“. Manche stürzen auf den sich Nahenden los, als wollten sie ihn über den Haufen rennen, bleiben dann aber plötzlich stehen, legen militärisch die Hand an die nicht vorhandene Mütze und schreien in unverkennbar deutsch-ungarischem Dialekte: „Guten Abend“. Die Begrüßung wirkt anfänglich sehr verblüffend, erklärt sich aber dadurch, daß der erste Regierungslehrer auf Saipan ein Landsmann des bekannten Barons Mikosch war.

Die heutigen Chamorro sind ein Mischvolk. Als die Spanier unsere Inseln „christianisierten“, wurden nämlich die Männer einfach totgeschlagen, die Frauen aber an die Söldner verheiratet. Da die Kinder das Sprechen von der Mutter lernen, überstand das ursprüngliche Idiom diese Wandlung der Dinge, obwohl es naturgemäß viele spanische Wörter und Wendungen aufgenommen hat.

Die Karoliner sind von Hause aus Fischer, die Chamorro dagegen Ackerbauer. Durch den sehr lohnenden Anbau der Kokospalmen gelockt, gingen indessen auf Saipan viele Leute des ersten Stammes zu dem ihnen ursprünglich fremden Berufe über, ohne es indessen so weit zu bringen wie die Chamorro, die bereits auf einer ganz bedeutenden, nicht durchweg erfreulichen Kulturhöhe stehen. Sie sind zum Teil recht wohlhabend. Ja, die Frauen und Töchter der Reichsten kleiden sich nach neuestem amerikanischen Geschmacke. An Tanzabenden erscheinen sie nicht selten in rauschender Seide, mit moderner Haarunterlage aus Drahtgeflecht, welche das starke schwarze Haar zu einem faustdicken Wulste rings um den Kopf herum aufbauscht. Ebenjogut wie unsere jungen Damen verstehen sie es, sich im Walzer- oder Polkafakte nach den Klängen des Pianos zu drehen, welchem ein eingeborener Mauermeister, im Nebenamte Tonkünstler, moderne Weisen entlockt, etwa: Wir brauchen keine Schwiegermama oder ähnliches. Noch als ich nach Saipan kam, habe ich wiederholt gesehen, daß manche der Golden barfuß und in Pantoffeln tanzten, bei der letzten Kaisers Geburtstagsfeier konnte ich mich indessen überzeugen, daß diese Periode vorbei ist. —

Weiter sah ich mich durch das Dorf wandern. Vor mir erhebt sich die Regierungsschule, ein stattlicher Bau. Ursprünglich als Bezirksamt benützt, wurde er 1902 durch ein Erdbeben umgeworfen, worauf das Amt an eine andere Stelle verlegt, das wieder erstandene Haus aber für Unterrichtszwecke bestimmt wurde. Damals war auch der größte Teil des Dorfes zerstört, welche Gelegenheit der um Saipan höchst verdiente Bezirksamtmann F. benützte, an Stelle des bis dahin regellosen Chaos von Hütten und Säulern

daß anheimelnde Bild eines regulären Dorfes zu setzen. — Wenn wir jetzt dem Schulhause näher kommen, so hören wir schon von weitem den Chorus der A-b-c-Schützen. Offenbar beschäftigt man sich im Augenblicke mit einem ebenso nützlichen wie im praktischen Leben viel genannten Haustiere. „Der Esel hat einen Bauch,“ tönt es vielstimmig. — „Noch einmal.“ — „Der Esel



Guipati. Ehemaliges Amtshaus, heute Schule

.....“ Dann wird diese interessante Tatsache einzeln abgefragt. „Nun, wer will es noch mal sagen?“ — „Ja, ja, Herr Lehrer,“ schallt es von allen Seiten. (Die Aussprache des Ch gelingt den Kindern selten.) So geht es weiter. Ehe wir scheiden, werden wir gewiß noch Zeuge des ebenso wichtigen wie unumstößlichen Faktums, daß der Esel auch einen Schwanz hat. — Die Schule wird von einem europäischen Lehrer geleitet, unter dem vier eingeborene Hilfslehrer arbeiten, zwei davon sind Chamorro, zwei Karoliner.

Nachdem die Kinder eine genügende Grundlage im Deutschen erlangt haben, erfolgt in der oberen Klasse der gesamte Unterricht in dieser Sprache. Die Lehrfächer entsprechen denen unserer Volksschule, mit Ausschluß von Geschichte und Religion. Letztere wird von der hier allein vertretenen katholischen Mission in ihren eigenen Räumen erteilt.

Auf Saipan ist das Lehrerdasein übrigens noch ein ganz Teil mühseliger als in Deutschland. Bleibt ein Schüler aus dem Unterricht fort, so pflegt Herr S. zunächst bei mir anzufragen, ob der Betreffende etwa krank ist. Wenn diese Vermutung nicht zutrifft, macht sich der vielgeplagte Jugendbildner, je nachdem zu Fuß, zu Pferde oder per Ochsenkarre auf, seine ründigen Schäflein zusammenzusuchen. — Besonders befähigte Jungen werden übrigens nach vollendeter Schulzeit von der Regierung nach Tsingtau zur weiteren Ausbildung geschickt. Sie lernen dort Schuster, Schmied, Maurer, Zimmermann, oder was sonst gerade für ein Handwerker in der Kolonie fehlt oder erwünscht ist. (Eine wertvolle Bereicherung des Schulprogrammes bildet der Handarbeitsunterricht, welchen die Frau des Stationsleiters P. aus freien Stücken erteilt. Bei ihr lernen die zukünftigen Hausfrauen nicht nur Kleidernähen, flicken und stopfen, sondern auch flicken, häkeln und andere in dieses Gebiet fallende Künste.) —

Dann schweiften meine Gedanken weiter. Vor mir sah ich auftauchen das Hospital, in dem ich zuerst unter recht schwierigen Umständen gearbeitet habe. Ganz deutlich lag es da und vor der Tür des Häuschens hielt bereits das Ochsenfuhrwerk, mit dem ich Schwerkranken in den Dörfern zu besuchen pflegte.

Flüchtig gedachte ich auch meines Wohnhauses, in dessen Räumen ich so manche frohe, aber auch weniger angenehme Stunden verlebt hatte. Zu letzteren gehört namentlich ein Taifun, während dessen ich 3 Tage lang zwischen meinen schleunigst in Kisten und Koffern verpackten Effekten saß und dem Toben des Unwetters lauschte. Nur das Bett stand noch, aber schon lag der Strick bereit, gegebenenfalls auch Decke und Matratze zusammenzubinden, um ihr Fortfliegen möglichst zu verhindern. Wenn einem das Dach über dem Kopfe entführt wird, so ist das gewiß schlimm, schlimmer ist aber der andauernde Regen der nun alles durchweicht und verdirbt. Lebhaft stand mir Ponape vor Augen, wo die bei einer ähnlichen Gelegenheit obdachlos gewordenen Europäer 3 Tage lang neben und unter einem gestürzten Baumstamme kampiert hatten. — Aber der Mensch gewöhnt sich an alles! Als ich am dritten Morgen aufwachte, war das Toben der Elemente vorbei. Der Sturm hatte nächtlicherweile noch den Berg herab gerade auf eine Ecke meines damaligen Hauses zu eine Schneise durch den Wald gebrochen, war aber durch einige Felsen von demselben abgelenkt. Der Schaden, den er auf Saipan anrichtete, war nicht groß, obwohl er einige Hütten umgeworfen, viele Bäume entwurzelt, Kofos ihrer Kronen beraubt, Wege beschädigt und eine Brücke zerstört hatte, so daß die Reparaturen immerhin einige 1000 Mark betragen. —

So zog in visionsartigen Bildern an meinen Augen das vorüber, was ich in der letzten Dienstperiode gesehen und erlebt hatte. Unwillkürlich fragte ich mich: „Was wird die nächste bringen? Wird dir die Zeit auf dem friedlichen Saipan in ernstester, stiller Arbeit verlaufen oder wirst du wieder bald hier bald dort mit jenen unheimlichen Gewalten, den Epidemien, hart um das Leben dieser Kranken zu ringen haben? Wirst du aufs neue den Tod lieber Freunde beklagen, vielleicht selbst als Opfer fallen?“ — Wahrlich schön ist es draußen, wo die Erde andauernd im jugendlichen Grün prangt, wo das leise Klucksen der Wildtauben melodisch durch die stille Abendluft tönt und ein leichtes Säuselwindchen mit den silberleuchtenden Blättern ewig grüner Palmen spielt.

Indessen, wo viel Licht, da ist bekanntlich auch viel Schatten! Und so dachte ich denn der fernen, von der Natur weniger begünstigten Heimat, in deren gemäßigten Breiten aber dafür das Leben um so ruhiger, ich möchte sagen gesitteter abläuft als hier, wo schwere Krankheitsformen, heimtückische Eingeborene so recht das Wort illustrieren: „Heute rot, morgen tot.“

Während mich so der Dampfer durch die verheißungsvoll rauschenden Wellen dahintrug, dem fernen Vaterlande zu, da empfand ich wieder einmal was doch die Heimat jedem fühlenden Herzen bedeute und willig stimmte ich dem Dichter bei, der sie über alles preist, indem er sagt:

Bin durch die Alpen gezogen,	Aber freudig ich tauschte
Wo die Lawine rollt.	Alpen und Meeresstrand
Sah, wie in Meereswogen	Für das tannendurchrauschte
Tauschte der Sonne Gold.	Nordische Vaterland.

Dr. med. S c h n e e , Kaiserl. Regierungsarzt auf Saipan.